

Lehrjahre sind keine Herrenjahre

„Du weißt sicher, dass ich in Hamburg aufgewachsen bin“, begann mein Großvater. „Ich war gerade 15 Jahre alt geworden, als ich in die Lehre kam. Mein Meister war ein älterer Herr, der fast nur Plattdeutsch sprach. Man könnte auch sagen, dass er ein Hamburger Original war, und dieses Original wurde geradezu originell, wenn es hochdeutsch zu sprechen begann. 'Die Kunden kriegen mir ja auf den Kieker', sagte er zum Beispiel, wenn etwas nicht ordentlich ausgeführt wurde. Oder 'lass mir mal sinnen', wobei er ein sehr nachdenkliches Gesicht aufsetzte, sodass man gut verfolgen konnte, welche Denkleistung er nun vollbringen musste. Und einmal, ich war wohl schon im dritten Lehrjahr, passierte mir ein Missgeschick, bei dem eine kleine Glasscheibe kaputt ging.“ – Mein Großvater machte eine kleine Pause und fügte dann lächelnd hinzu: „Ach, das erzähle ich lieber etwas später, damit man die Komik besser versteht.“

Die Werkstatt lag in Hamburg-Altona, oder wie wir damals sagten: in Mottenburg. Es war ein Hinterhof mit Miets Häusern aus der Jahrhundertwende und Blumenrabatten neben der Toreinfahrt, ein Idyll, in dem es noch häufig vorkam, dass der Leierkastenmann mit der Drehorgel durch die Straßen zog und wir, wenn im Sommer die Tür der Werkstatt offen stand, die Meisterin von der anderen Hofseite singen hörten. Mottenburg nannte man dieses Viertel, weil hier viele Glasbläser wohnten, die sich im Laufe ihrer Berufsjahre "die Motten" in die Lungen holten, eine saloppe Bezeichnung für die Schwindsucht oder richtiger Tuberkulose. Ich erinnere mich noch gut an den pfeifenden Röchel Husten, der aus dem Nachbarhaus kam, und an den Kommentar von meinem Meister: De het og all die Motten!

Es gab damals noch viele Straßenbahnen und wenige Autos. Wir Lehrlinge bewegten die "Schott'sche Karre", ein Ungetüm mit zwei hohen Rädern, welches laut über das Kopfsteinpflaster polterte. Es war ein Gefährt zum Schieben und Ziehen, eine Karre, die man immer ausbalancieren musste, damit die Ladung nicht verrutscht.

Man glaubt es kaum, was Jungs im Alter von 15 und 18 Jahren körperlich schaffen. So habe ich in meiner Lehrzeit auf dem Gerüst gestanden und – bei Hitze und Frost – Wandflächen angestrichen, in den drei Lehrjahren mehrere zehntausend Quadratmeter. Nur bei Regenwetter blieben wir in der Werkstatt.“

„Geht die Farbe nicht kaputt, wenn es draußen friert?“

„Nein, wir arbeiteten damals mit Ölfarben, die wir Lehrlinge mit Leinölfirnis, Trockenfarbe und Terpentinersatz

in einem Bottich selbst anrührten. Für die Reklame, die anschließend auf die Wand gemalt wurde, gab es Lackfarben. – Mit unseren schweren Farbeimern fuhren wir mit der Straßenbahn quer durch die Stadt und kletterten anschließend die Gerüste hoch. Wenn im Hochsommer die Sonne auf die mit weißer Ölfarbe frisch gestrichene Wandfläche schien, war ich kurz vor dem Hitzschlag. Im Winter malte ich eine "Persil 59"-Reklame an die Wand. Bei einigen Minusgraden fegte ein scharfer Ostwind über die Alster, dem Binnensee in Hamburgs Stadtmitte. Den Topf mit der Lackfarbe in der linken Hand, den Pinsel in der rechten, hatte ich nach wenigen Minuten das Gefühl, dass mir die Finger abfrieren. Der Meister besuchte uns an diesem Tag, um zu sehen, wie wir vorankamen. In der Mittagspause gingen wir gemeinsam eine Tasse Kaffee trinken, damit wir uns ein wenig aufwärmen konnten. Die 20 Pfennige, die eine Tasse Kaffee damals kostete, mussten wir natürlich selbst bezahlen. "Lehrjahre sind keine Herrenjahre", sagten meine Eltern. "Ausbildung ist Ausbeutung" hätte für meinen Geschmack besser gepasst, denn wir hatten 1960 noch die 48-Stunden-Woche und machten regelmäßig bis zu zehn Überstunden in der Woche. – Ja und einmal, ich war schon im dritten Lehrjahr, machte ich eine kleine Glasscheibe kaputt. In einem Gedicht von Wilhelm Busch heißt es: 'Die Lippe sprüht, das Auge leuchtet, des Lauschers Bart wird angefeuchtet'. So ungefähr musst du dir die Situation vorstellen. Der Meister war sehr erregt, und wie immer wenn er erregt war, sprach er Hochdeutsch. Mit rotem Kopf kam er wutschnaubend auf mich zu. Sein Gesicht war wohl nur noch 30 cm von mir entfernt und er brüllte aus Leibeskräften: Du ruinierst mir! - Den Spruch fand ich lustig, was man mir angesehen haben muss. Raus!, brüllte er nun und zeigte auf die Tür der Werkstatt."

„Wie? – Du wurdest entlassen?“

„Ja, aber ich ging am nächsten Tag trotzdem zur Arbeit – und auch der Meister tat so, als sei nichts vorgefallen. Wir haben es einfach vergessen, wobei wir Lehrlinge mit 'du ruinierst mir' ein Zitat mehr in unserer Sammlung hatten!“

„Und was hat das nun mit dem Ölbild zu tun, das ich in deinem Atelier gefunden habe?“, fragte ich.

„Ach ja, das Bild.“ – Mein Großvater stand auf, stellte es an die gegenüberliegende Wand und betrachtete es, als würde er es schon lange nicht mehr gesehen haben. Ein Mann ist darauf abgebildet, der auf einem Kissen kniet und die Hände faltet. Er trägt einen weiten, purpurroten Mantel und schaut irgendwie in die Leere, während hinter ihm ein Kreuz steht, an dem der gekreuzigte Jesus so hängt, als würde er auf den Mann hinuntersehen. „Es ist erstaunlich“, sagte mein Großvater, „denn der Maler des Bildes war ein Gegner des Mannes, den er abbildete. Vieles kam damals in Bewegung, was das Leben der Menschen bis heute

beeinflusst. Selbst der Spaß, den wir Lehrlinge hatten, wenn der Meister falsches Deutsch sprach, hängt damit zusammen!“

„Wie kann denn das sein?“, staunte ich.

„Nun, mein Meister war ungefähr 50 Jahre älter als ich, und als er so alt war wie ich damals, also 15, 16 und 17 Jahre, da haben die Leute in Hamburg ausschließlich Plattdeutsch gesprochen. Platt- oder Niederdeutsch ist kein Dialekt, sondern eine Sprache, die mit dem Holländischen und Englischen verwandt ist. Im Plattdeutschen gibt es zum Beispiel kein „mir“ oder „mich“, der Hamburger sagte „mi“, und wenn man ihm etwas geben sollte, sagte er: „giv mi mol“, was übersetzt heißt: „gib mir mal“. Wenn der Meister, der mit der plattdeutschen Sprache aufgewachsen war, es aber besonders gut machen wollte, sprach er Hochdeutsch und benutzte fast immer den falschen Fall. Er sagt dann „gib mich mal“, oder auch „du ruinierst mir“, was wir Lehrlinge lustig fanden.“

„Und was hat das mit dem Bild zu tun?“, wiederholte ich.

„Es hat mit der Person zu tun, die auf dem Gemälde abgebildet ist. Wenn es den Mann nicht gegeben hätte, würden wir beide heute nämlich Plattdeutsch reden. Da wir dann ebenfalls nicht so genau wüssten, ob es mir oder mich heißt, würde uns der Fehler gar nicht auffallen.“

„Versteh ich nicht!“

Mein Großvater lächelte: „Ich erkläre es dir. Aber erst einmal will ich erzählen, woher ich das Bild habe.“

„Ja, und wieso es jetzt hier in deiner Werkstatt ist!“

Eine Reise in die Vergangenheit.

„Nun, das Bild fand ich als Lehrling zufällig beim Aufräumen. Es stand auf einem Regal in einer dunklen Ecke der Werkstatt. Ich holte es hervor, und da es mich faszinierte, stellte ich es so auf, dass ich es immer sehen konnte, wenn ich in der Werkstatt war. Der Meister mochte das Bild nicht, und als ich ihn später fragte, ob ich es für ein paar Tage mit nach Hause nehmen dürfe, weil ich es abmalen wollte, schüttelte er verständnislos den Kopf. Wieso mich gerade dieser olle Schinken interessiert. So 'n Bild könne man doch nicht in die Stube hängen, meinte er. Er kramte ein anderes hervor, auf dem ein röhrender Hirsch im Gebirge abgebildet war, aber ich wollte kein anderes. Schließlich war er einverstanden und sagte: Von mi ut, kannst du dat beholln! - Verstehst du? Ich durfte es behalten. Er hatte es mir geschenkt!“

„Und weshalb wolltest du gerade dieses Bild?“

Er überlegte einen Moment: „Es sah sehr alt aus, sodass ich es wohl für wertvoll hielt.“

„Ist es denn wertvoll?“

„Das Original schon. Ich habe aber eine Zeit gebraucht, bis ich herausgefunden hatte, dass es sich bei diesem Bild um eine Kopie handelt, allerdings eine ziemlich gute, die auch schon viele Jahre alt ist.“

„Und wie kann man so etwas feststellen?“

Mein Großvater holte die Kanne, schenkte sich nach und nahm einen Schluck aus seiner Tasse.